

ZEITSCHRIFT

zur Unterhaltung, zur Kunde des Vaterlandes, der Kunst, der Industrie und des Lebens.

Erster Jahrgang.

Nro 73. Lemberg den 19. December 1840.

Erinnerungen aus Catalonien.

Von einem Ausfluge nach Montferrat kehrte ich Abends zurück nach Bruch, den andern Tag bestieg ich die Diligence nach Saragossa. —

Ich war der Cholera und den Urbanos nur entgangen, um in die Hände der.... Doch ich will erzählen, wie es mir erging. Der erste Tag bot nichts Interessantes dar. Das Land ist uneben, wild und bergig, der Nebel verwischte alle Farben der Natur. Im November neigt sich der Tag bald zu Ende und es war völlig Nacht, als wir zu Cervara ankamen; wir übernachteten zu Tarrega, einer andern, kleinern Stadt.

Die Posada war erbärmlich, das Abendessen selbst für ausgehungerte Reisende ungenießbar, es fehlte an Platz zum Essen und noch mehr zum Schlafen; man zankte sich um die Matratzen und Strohsäcke, und es hieß hier: selig ist der Besitzer. Ich zog mich bedächtig aus dem Handgemenge zurück, denn der Preis des Kampfes war des Kampfes nicht werth, und nahm in meinen Mantel gehüllt einen Tisch in Beschlag, den mir streitig zu machen Niemandem einfiel. Da war ein Lärmen, ein Wirwarr, daß einem Sehen und Hören verging. Die Maulthiertreiber fluchten, die Hunde heulten, die Wirthin schalt mit ihren Mägden, die Reisenden lachten, sangen, schrien; die Unordnung war immer größer, der Lärm stärker, — es war ein zweites Babel.

Mitten unter diesem bedeutendem Tosen bemerkte ich einen Mann, dessen Gesichtszüge nichts Gutes verriethen, und der aus einem Gemach ins andere ging und verstohlen auf Alles achtete. Als ich meine Reisegefärthen auf ihn aufmerksam machte, da verschwand er. War es ein Spion der Factionisten oder der Räuber? —

Inzwischen war es allmälig etwas ruhiger geworden; die mythologischen Mohnkörner waren von dem schmutzigen Plafond der Posada herab auf die müden Augenlieder der Gesellschaft gefallen, und man hörte in den vier Winkeln der schmutzigen Kneipe in jeglicher Tonart schnarchen. Diese glückliche Ruhe aber währte nicht lange. Um 2 Uhr Morgens war alle Welt auf den Beinen, um 3 Uhr rollte die Diligence auf der großen Heerstrasse dahin, und der Zagal unterhielt sich freundschaftlich mit seinen Maulthieren. Es war Nacht.

Die Diligence war ganz besetzt. Das Coupé gehörte der Gräfin von M* zu, eine junge andalusische Witwe, die auf der einen Seite ihre Kammerfrau, auf der andern einen jungen Italiener neben sich hatte, der als ihr dienender Cavalier fungirte.

Ich saß in dem Innern nebst drei Studenten von Cervera, einem amnestirten Emigranten von 1823, der von England zurückkehrte, und einem jungen Barcelonesen, der auf sein Landgut reiste und der ziemlich gut französisch sprach. Die Rotunde nahm ein Diener der Gräfin ein und ein Paar Frauen, die jede ein kleines Mädchen von vier bis sechs Jahren auf dem Schoß hatten, und die von einem ehrlichen Bürgersmann begleitet waren. Der verdächtige Späher vom Abend vorher war auch mit von der Partie. —

Ich habe schon gesagt, daß es Nacht war, und eine recht düstere Nacht; denn es regnete. Wir befanden uns in der Ebene von Argel, aber man sah nichts und hörte nur das Klingeln der tausend Glöckchen der Maulthiere und die keifende Stimme des Zagals. Jedermann schlief, und ich schlief in meinem Winkel, wie alle die Andern. Plötzlich hielt der Wagen an. Durch das plötzliche Anhalten aufgeweckt, kam ich in die Höhe, wollte mich aber wieder zum Schlafe zurecht legen, weil ich glaubte, es wäre eins von den Maulthieren gefallen; das war uns schon passirt, und der Weg war schlüpfrig; aber das Halten zog sich in die Länge, und ich hörte, wie eine Scheibe in dem Coupé klirrend in Stücke sprang; — da ließ ich mein Glas herunter, und steckte den Kopf zur Öffnung hinaus, um zu sehen, was dort vorginge; da hatte ich denn die Mündungen von zwei Karabinern vor der Nase, die auf mich in Anschlag lagen. —

Waren es Factionisten, waren es Räuber? Immerhin verhieß dies Zusammentreffen nichts Gutes, und ich ließ, mich in meinen Winkel zurückdrückend, für alle mögliche Fälle etwa zwanzig Luis in eine meiner Kamaschen und meine Uhr in die andere gleiten. Als ich das gethan hatte, sah ich dem was da kommen sollte, entgegen. Das ließ auch nicht lange auf sich warten. Die Wagenthüre ward geöff-

net; wir mußten aussteigen, und ich befand mich nun in der Mitte von einem Dutzend mit Säbeln, Pistolen und Stutzbüchsen bewaffneten Menschen. Ein Säbelhieb hatte den Postillon von seinem Thier herunter, ein Kolbenschlag den Zagal in den Graben geworfen, und der Mayoral lag auf dem Bauche hingestreckt, den Kopf vor dem Rade, so daß er ihm zerschmettert wäre, wenn die Maulthiere nur einen Schritt vorwärts gethan hätten. Die junge Gräfin war gleich aus dem Wagen gerissen worden; der Regen näßte ihr schönes schwarzes Haar, und ihr kleiner andalusischer Fuß haftete in dem Koth der Strasse. Sie war sehr erschrocken, und ihr dienender Cavalier diente ihr zu nichts; er war noch mehr erschrocken als sie und bildete eine recht klägliche Figur; übrigens waren auch alle die Andern stumm und bestürzt. Was den unbekannten Späher der Posada betrifft, so weiß ich nicht, was aus ihm geworden ist, denn ich habe ihn nie wieder gesehen. Die beiden Frauen der Rotunda schwammen in Thränen, besonders drückte die Eine in der leidenschaftlichsten Angst ihr Kind unter verzweifeltem Geschrei ans Herz. Einer der Räuber, ich glaube daß es ihr Anführer war, näherte sich ihr mit dem Gewehr in der Faust; — die arme Mutter glaubte, er wolle ihr Kind tödten — aber der Räuber beruhigte sie, nahm die Kleine väterlich auf den Arm, und ließ sie tanzen.

Unterdessen war die Bande in voller Arbeit, und ging dabei nicht sanft zu Werke. — „Boca abajo!" schrien sie uns zu, in der Kreutze und Quere Säbelhiebe und Kolbenstöße austheilend, und ein jeder gehorchte und legte sich ohne Widerstand nieder auf den Leib. Ich war der Einzige, der sich dieser schimpflichen Formalität nicht fügen wollte, und ich blieb, der wiederholten Auffoderungen, der Drohungen und Stöße ungeachtet, auf dem Tritte der Diligence sitzen. Der Posten war gefährlich, da die Räuber Kiste um Kiste herunter vom Wagen warfen, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie einen der armen Schelme träfen, die da unten lagen; auch bekam einer der Studenten eins aufs Bein, daß er glaubte, es wäre zerschmettert worden. Nur allein die Frauen waren in dieser Beziehung gesichert, da sie mehr abwärts lagen.

„Soy una pobre inferma," (ich bin eine arme Kranke) sagte die Gräfin schluchzend, und sie mochte ihre Gründe dazu haben, sich für krank auszugeben, was keineswegs der Fall war. Auch kam sie mit dem Schrecken davon und behielt selbst ihren, in ihrem Korsett verborgenen Schmuck.

Als die Räuber es inne wurden, daß ich ein Fremder war, da richteten sie eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf mich. — „Al caballero frances!" sagten sie einer zum andern, indem sie mit den Fingern auf mich zeigten, und sie ließen mich nicht aus den Augen. Ich war sehr in Verlegenheit, sie zu verstehen, und noch mehr, ihnen zu antworten, denn ich war erst wenig in der spanischen Sprache bewandert. Ich faßte nur die Worte auf, die dem Italienischen nahe kamen, und antwortete ihnen auch italienisch. Unser Dialog war nicht immer recht klar, und die Ungeduld meiner Frager lohnte mir mehr als einen Hieb. Einer von ihnen, der unstreitig glaubte, daß es bei mir übler Wille sey, ward alles Ernstes böse und rief, indem er mir seinen Karabiner auf die Brust setzte, wüthend aus:

„Carajo! has a morir." (Donnerwetter, du mußt sterben.)

Dies verstand ich recht gut; doch nahm ich die Drohung nicht für Ernst und antwortete, das Spanische und das Italienische schlecht durch einander mengend, in voller Ruhe:

No sennor, no se muere cosi. (Ne Herr, so stirbt sichs nicht!)

Ich dachte den Augenblick an keinen so tragischen Ausgang, und so war meine Ruhe nicht sehr zu verwundern. Aber plötzlich überkam mich ein düsterer Gedanke. Es fiel mir bei, daß mein Titel, caballero frances, mich in eine gefährliche Stellung versetzte; denn es konnte ein letzter Rest der politischen Leidenschaften von 1808 in den Herzen dieser Wilden plötzlich wieder erwachen, und sie dann an mir eine alte Scharte auswetzen wollen. Da erst war ich einen Augenblick besorgt, doch verzog sich das Gewölk bald, denn sie hatten es nur auf meine Börse abgesehen. Meine Kaltblütigkeit hatte einen Eindruck auf sie gemacht, und nachdem sie sich in wilden und einfältigen Drohungen ergossen hatten, verzichteten sie darauf, mich wie die Andern boca abajo legen zu lassen, und behandelten mich zuletzt mit einer gewissen Auszeichnung.

Wenn ich der Sprache kundig gewesen wäre, würde ich mich noch weit besser aus der Sache gezogen haben, aber in diesem Punkte war ich stets in fürchterlicher Verlegenheit. Ich hatte zwar den jungen Barcelonesen, der französisch sprach, angerufen, daß er mir als Dollmetsch dienen möchte, aber der stellte sich todt, und antwortete mir nicht. Das war eine etwas fatale erste Lection im Spanischen; doch hatte ich gut davon, denn es ist mir von den Worten, die ich in dieser Nacht hörte, auch nicht eins entfallen. Was meinem Ohr entging, das begriff ich durch die Augen.

„Dinero! Dinero!" (Gold! Gold!) war das erste Wort, was ich hörte, und das all' die Andern dominirte. Ich gab das Wenige, was ich in meiner Börse gelassen hatte, etwa hundert Franken hin; abseiten eines Spaniers wäre das auch hinreichend gewesen, denn sie mußten sich schon mit Wenigerem begnügen, indem alle drei Studenten aus Cervera gemeinschaftlich nur einen Duro (Speziesthaler) hatten. Freilich rächten sich die Banditen dieserhalb auch an den Rücken der Gefangenen, die sie furchtbar abbläueten.

Das erinnert mich an einen Engländer, der in Andalusien umherreisete, und sich darüber beklagte, nie auf Räuber gestoßen zu seyn. — „Mir wäre nichts daran gelegen," sagte er, „denn von mir bekämen sie doch nichts, da ich kein Geld bei mir führe." Endlich wurden seine Wünsche erhört; er wurde in der Gegend von Antiquara von einer Bande angehalten und halb todt geschlagen, weil man nichts bei ihm fand. — So ward er nach Sevilla zurück gebracht, und er sah sich nun für immer von seiner Sucht, Räuber aufzusuchen, geheilt. —

(Fortsetzung folgt.)

Napoleons Asche in Frankreich.

Die von dem Prinzen von Joinville befehligte Fregatte Belle-Poule ist am 30. November um 5 Uhr Morgens mit den Ueberresten des Kaisers Napoleon auf der Rhede von Cherbourg angekommen.

Folgender Bericht ward von dem Prinzen von Joinville an den Marine-Minister erstattet:

Auf der Rhede von Cherbourg 30. Nov. 1840.

„Herr Minister! So wie ich die Ehre hatte, es Ihnen anzuzeigen, bin ich am 4. September von der Allerheiligen-

Bucht abgesegelt, fuhr längst der Küste Brasiliens mit Ostwinden, welche, indem sie das Eintreten von Nord- und Nordostwinden beschleunigten, mir gestatteten, den Meridian von St. Helena schnell zu erreichen, ohne daß ich bemüssigt worden wäre, den 28. südlichen Parallelgrad zurückzulegen. Als ich an diesem Meridian ankam, verursachten mir mehrere windstille Tage mit umspringenden Winden einige Verspätung. Am 8. Oct. legte ich auf der Rhede von James-Town (St. Helena) an."

„Die Brigg „Orestes", welche von dem Vice-Admiral Mackau detaschirt worden war, um der Belle-Poule einen Piloten von der „Manche" zu übergeben, war Tags vorher angekommen. Da mir dieses Schiff keine neuen Instructionen überbrachte, so beschäftigte ich mich augenblicklich mit den Befehlen, welche ich früher empfangen hatte. Meine erste Sorge war, den Commissär des Königs, Hrn. de Chabot, mit dem Insel-Gouverneur, General Middlemore, in Communication zu setzen. Diese Herren hatten, ihren betreffenden Instructionen gemäß, die Art zu regeln, in welcher zur Ausgrabung der Ueberreste des Kaisers und zu ihrer Transportirung an Bord der Belle-Poule geschritten werden sollte. Die Ausführung der getroffenen Maßregeln war auf den 15. October festgesetzt worden. Der Gouverneur wollte die Ausgrabung und Alles dasjenige, was auf englischem Boden geschehen sollte, besorgen. Ich, meiner Seits, ordnete durch den hier beigeschlossenen Tagsbefehl vom 13. October die Ehrenbezeugungen, welche von Seite der mir untergebenen Division in den Tagen vom 15. und 16. geleistet werden sollten. Die französischen Handelsfahrzeuge „Bonne-Amélie," Capitän Gallet, und „Indien", Capitän Truquetil, haben sich uns mit Vergnügen beigesellt."

„Am 15. um Mitternacht war die Operation in Gegenwart des französischen Commissärs, de Chabot, und des englischen Commissärs, Capitän R. Alexandre, Esquire, begonnen. Da Herr de Chabot der Regierung einen ausführlichen Bericht über die in seiner Gegenwart vorgenommenen Operationen erstattet, so glaube ich, die erwähnten Details hier übergehen zu können; ich beschränke mich daher auf die Bemerkung, daß um 10 Uhr Morgens der Sarg in der Gruft zu Tage gefördert wurde. Nachdem man ihn unversehrt daraus hervorgezogen, schritt man zu dessen Eröffnung, und der Körper war in einem unverhofften Erhaltungszustande gefunden. In diesem feierlichen Augenblicke, beim Anblicke der erkenntlichen Ueberreste Desjenigen, der für den Ruhm Frankreichs so Vieles geleistet, war die Rührung tief und allgemein. Um halb 4 Uhr zeigte der Kanonendonner aus den Forts der Rhede an, daß das Trauergepränge sich gegen die Stadt James-Town in Bewegung setzte. Die Truppen der Miliz und der Besatzung gingen vor dem, mit dem Leichentuche bedeckten Trauerwagen einher, während die Enden des Erstern von den Generalen Bertrand und Gourgaud, dann von den Herren Lascases und Marchand, getragen wurden; diesen folgten die Ortsbehörden und die Einwohnerschaft in Menge. Auf der Rhede beantworteten die Kanonen der Fregatte die Salven der Forts, und feuerten von Minute zu Minute. Seit den Morgenstunden waren die Segelstangen nachgelassen; die Flaggen hingen auf halber Masthöhe und sämmtliche französische sowohl als fremde Schiffe hatten sich diesen Trauerbezeugungen angeschlossen. Als der Zug auf dem Quai erschien, stellten sich die englischen Truppen in Spalier auf und der Wagen fuhr langsam dem Strande zu. Am Meerufer, da wo die englischen Linien aufhörten, hatte ich die Offiziere der französischen Division um mich versammelt. Sämmtlich in tiefer Trauer und entblößten Hauptes harrten wir die Ankunft des Sarges; 20 Schritte weit von uns hielt er an, und der General-Gouverneur, auf mich zugehend, übergab mir im Namen seiner Regierung die Ueberreste des Kaisers Napoleon. Der Sarg ward ungesäumt in die zu dessen Aufnahme bereit gestandene Schaluppe der Fregatte niedergelassen, und auch dort war die Rührung tief und bezeichnend; der Wunsch des sterbenden Kaisers begann in Erfüllung zu gehen: seine Asche ruhte auf der Nationalfahne. Von diesem Augenblicke an hörte jedes Trauerzeichen auf; die nämlichen Ehrenbezeugungen, welche der Kaiser bei dessen Lebzeiten erhalten hätte, waren seinen sterblichen Ueberresten erwiesen worden, und inmitten der Salven der mit Flaggen und Wimpeln geschmückten Schiffe, mit ihren auf den Segelstangen vertheilten Mannschaften, schlug die Schaluppe, von den Kähnen der Schiffe begleitet, den Weg nach der Fregatte ein. An Bord angelangt, ward der Sarg zwischen zwei Reihen von unter Waffen stehenden Offizieren empfangen, und auf das zu einer brennenden Capelle eingerichtete Hinter-Castell gebracht. So wie Sie mir es vorgeschrieben hatten, versah eine von dem ältesten Fregatten-Lieutenant befehligte Garde von 60 Mann die Ehrenwache dabei. Wiewohl es sehr spät war, wurde die Absolution dennoch gesprochen, und die Leiche blieb die Nacht über ausgestellt. Der Herr Almosenier und ein Offizier wachten bei derselben."

„Am 16. um 10 Uhr Morgens, nachdem die Offiziere und Mannschaften der französischen Kriegs-Kauffahrdeischiffe sich an Bord der Fregatte eingefunden hatten, wurde ein feierlicher Trauergottesdienst abgehalten; man ließ sodann die Leiche unter das erste Verdeck nieder, wo zur Aufnahme derselben eine brennende Capelle war eingerichtet worden. Um die Mittagsstunde war Alles beendigt und die Fregatte zum Absegeln bereit; aber die Aufnahme des Thatbestandes erforderte zwei Tage, und erst am 18. Morgens konnten die Belle-Poule und die Favorite unter Segel gehen. Die Brigg „Orestes," welche gleichzeitig abfuhr, ging nach ihrer Bestimmung ab."

„Nach einer leichten und glücklichen Fahrt bin ich so eben um 5 Uhr Morgens, vor Cherbeurg angekommen. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung.

Der Capitän der Belle-Poule,
F. v. Orleans.

Napier.

Britania. Napier ist ein außerordentlicher Mann.— Vordem als Befehlshaber einer Fregatte ward er immer als eine Art tollgewordener Lord Cochrane betrachtet; aber es ist „Methode in seiner Tollheit," denn er ist dabei gewand und berechnend. Toll ist er in der Lust, mit der er bei jeder Gelegenheit sich dem Rachen der Kanonen entgegenstürzt; es ist ihm nirgend so wohl wie im Gewühl und in der Gefahr des heißesten Gefechts Mann gegen Mann.— Mit einer höchst exzentrischen Persönlichkeit verbindet er einen rastlosen unbezähmbaren Unternehmungsgeist. — Im letzten amerikanischen Krieg führten er und Capitän Gordon

hre Fregatten durch tausend Hindernisse den Potomac hinauf bis an die Stadt Alexandrien, wo sie die Magazine zerstörten und dem Feinde tausendfach Abbruch thaten. — Auf ihrer Rückkehr hatten sie eine in den Strom vorspringende hohe Landspitze ganz nahe zu passiren. Hier waren, hinter Strauchwerk gedeckt 4= bis 5000 Mann Amerikaner postirt, die durch ein einziges Pelotonfeuer die ganze Mannschaft beider Fregatten wegzublasen hofften. —

Gordon und Napier gingen aber nicht so leicht in die Falle. Als sie sich dem gefährlichen Punkte näherten, legten sie ihre Schiffe auf die Steuerbordseite, was die Wirkung hatte, die Mündungen ihrer Backbordkanonen zu erhöhen. — Überdies wurde die Mannschaft durch undurchdringliche Mauern aufgehäufter Hängematten, Segel u. s. w. vor dem Flintenfeuer geschützt, die Kanonen wurden dreifach geladen, mit Kartätschen, Flintenkugeln, gehacktem Eisen, Nageln u. s.w. Damit wurde das Strauchwerk des Ufers scharf gefegt, und die Amerikaner stoben ohne ihre gehoffte Beute auseinander — Napier selbst jedoch entschlüpfte nicht ganz zollfrei. — Allen Versteck verachtend sprang er auf eine erhöhte Stelle des Quarterdecks, um sich den Spaß mit anzusehen, und erhielt hier in den Hinterhals eine Musketenkugel. — Eine Folge dieser schweren Wunde ist die vorgebeugte Haltung seines Kopfs, was die Persönlichkeit des tapferen Capitäns nur noch eigenthümlicher macht. — Seine späteren Thaten sind wohl bekannt, namentlich seine in zwölf Minuten bewerkstelligte Wegnahme der Flotte Don Miguels. — Mit gleichem Geiste hat er seinen jetzigen Dienst angetreten. — Er war unter den ersten, die das Land betraten, in seinen Hemdärmeln in den Schanzgräben arbeitete und das Belagerungsgeschütz aufstellen half. — Die Einnahme von Sidon soll er an Admiral Stopford in den laconischen Worten gemeldet haben: »Sidon ist unser. — Ich bin sehr staubig und sehr hungrig, — Napier.«

Über Handel und Verkehr..

Zweiter Artikel.

In einem Lande, das wenig große Capitals=Besitzer, aber eine große Zahl von Kaufleuten und Handwerkern, und unter diesen viele tüchtige Männer besitzt, sollte man nichts anders erwarten, als daß die Gewerbsindustrie, auf ein thätiges Zusammenwirken des Handelsstandes und der Handwerker oder kleineren Fabrikanten sich gründen, und von dieser einfachen und soliden Grundlage aus den Aufschwung gewinnen werde, den die äußern Verhältnisse zulassen. Das Zusammenwirken des Handelsstandes und der Handwerker oder kleineren Fabrikanten ist noch weit von dem Standpunkte entfernt, daß man in demselben eine Grundlage für die vaterländische Industrie erkennen könnte Woher mag dies rühren?

Zunächst wohl daher, daß die Handwerker und kleineren Fabrikanten nicht bloß fabriciren, sondern auch Handel treiben wollen. Daraus entsteht zwischen ihnen und den Kaufleuten eine Nebenbuhlerschaft, welche Beide entfernt von einander hält, und die Letztern bestimmt, als Verschleißer fremder Fabrikate, selbst auf dem inländischen Markt, gegen die Ersteren aufzutreten. Ein weiteres, nicht minder erhebliches Hinderniß liegt in dem Einfluße, den das Handeltreiben der Handwerksleute auf ihre Fabrication selbst äußert. Die große Mehrzahl derselben, welchen weder ihr Vermögen, noch ihre mercantilischen Kenntniße zulassen, für ihre Fabrikate den größeren Markt zu benützen, ist genöthigt, ihre Fabrication auf diejenigen Warenartikel zu beschränken, welche im Hause oder auf benachbarten Märkten im Einzelverkauf verschleißt werden können. Weil sie nun meinen, in Allem, was hier Abgang finden mag, assortirt seyn zu müssen, und weil sie auf Abnehmer rechnen, welche nicht genaue Kenner der Waren sind, so wird zwar Vielerlei, aber nicht mit der erforderlichen Genauigkeit und Pünktlichkeit gearbeitet. Dieselben Werkzeuge und Geschirre werden für die verschiedensten Sorten von Fabrikaten verwendet; über die Wahl des Stoffes läßt man oft nicht die Beschaffenheit desselben, sondern den Zufall entscheiden, daß man ihn bereits besitzt; man verbessert seine Einrichtung nicht, theils weil man überhaupt für das Gewohnte eingenommen, theils weil der Ertrag des Gewerbs kostbare Anschaffungen nicht zuläßt. Es wäre nicht schwer, dies mit Beispielen zu belegen; ich unterdrücke sie aber, weil doch schwerlich die Behauptung, auf welche es hier eigentlich ankommt, widersprochen wird: daß nämlich die meisten Fabrikate der Handwerker nicht allen den Anforderungen entsprechen, welche auf dem größeren Markte gemacht werden; daß sie, wenn auch im Einzelnen gut, doch wenigstens zu ungleichartig ausfallen und eines bestimmten Charakters ermangeln, so daß sie nicht für den größeren Verkehr taugen, wo nicht Stück für Stück, sondern in größeren Parthien gekauft und verkauft werden kann. Diese Erscheinungen messe ich nicht der Ungeschicklichkeit bei, sondern betrachte sie nur als unmittelbare oder mittelbare Folgen des Umstandes, daß in der Regel bloß für den eigenen kleinen Handel fabricirt wird. Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sehr viele Handwerker und kleine Fabrikanten besser zu arbeiten im Stande seyen, und daß jenem Übelstande alsbald abgeholfen wäre, wenn sie sich nur in die Lage setzen könnten und wollten, sich auf eine bestimmte Art von Waren zu verlegen, und sich deren Fabrication ausschließlich zu widmen, so würde ich mir das Schreiben dieses Aufsatzes erspart haben. Für gleichgiltig sind aber in der That jene Erscheinungen nicht zu nehmen, zumal da der Zudrang fremder Fabrikate, selbst auf dem inländischen Markte immer größer, mithin auch der seitherige Verkehr der Handwerker mehr bloßgestellt wird.

Wenn nun das Handeltreiben der Handwerksleute auf die bisher übliche Weise einen bessern und ausgedehnteren Betrieb der Fabrication so hinderlich wird, so ist wohl die nächste Frage: ob denn dasselbe auf der andern Seite Vortheile gewähre, welche jene Nachtheile aufwiegen können. Für die Mehrzahl der Handwerker, nämlich in Beziehung auf alle diejenigen, welche nicht das Vermögen und die Gelegenheit haben, neben eigenen Fabrikaten auch fremde zu führen und so eigentlich mehr den Kaufmann als den Handwerksmann zu machen, glaube ich auch jene Frage verneinen zu müssen. Das Fabriciren der Handwerksleute für den von ihnen selbst besorgten Einzelverkauf hat die Folge, daß diejenigen Artikel, welche auf diesem beschränkten Markte Absatz finden können, im Überfluße gefertigt werden; die Concurrenz, welche die inländischen Handwerksleute unter sich bilden, wird aber noch vermehrt durch die Kaufleute und Händler, welche gleiche Artikel führen Der Absatz wird also unsicher, jedenfalls durch Herabdruckung der Preise sehr verkümmert. Das Besuchen der Märkte ist mit nicht unbeträchtlichen Kosten verknüpft, mit Kosten, die oft nicht einmal dem Erlöse gleich kommen, in der Regel aber wenigstens den Nutzen des Verkäufers sehr vermindern. Man rechne nun die Zinsen des Betriebs=Capitals, den Fabrications=Aufwand und alle Kosten des Selbstverkaufs, und stelle ihren Betrag der Summe des Erlöses gegenüber, so wird sich, wenn auch ungünstige Perioden außer Berechnung gelassen werden (welche übrigens bei einem hauptsächlich auf Landleute berechneten Verschleiße leicht eintreten können), das Resultat ergeben, daß die meisten Handwerksleute kaum einen kärglichen Arbeitslohn herausschlagen, und sich wegen Mangels an Mitteln in dem ferneren Betriebe ihres Gewerbes gelähmt finden. Die hundert Beispiele, die wir um uns herum sehen, liefern davon die traurige Bestätigung. (Beschluß folgt.)

Miscellen.

Zeus und das Pferd. »Vater der Thiere und Menschen!« so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zeus, »man will, ich sey eines Deiner schönsten Geschöpfe, womit Du die Welt geziert hast, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht Manches an mir zu bessern seyn?«

— »Und was meinst Du denn, daß an dir zu bessern wäre? — rede, ich nehme Lehre an,—« sprach der gute Gott und lächelte.

»Vielleicht,« sprach das Pferd weiter, »würde ich flüchtiger seyn wenn meine Beine höher und schmächtiger wären, ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen, eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren, und da Du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter anlegt«

— »Gut!« versetzte Zeus, »gedulde dich einen Augenblick.« — Mit ernstem Gesichte sprach er das Wort der Schöpfung; da quoll Leben in den Staub, da verband sich der organische Stoff und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel. Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

— »Hier sind höhere und schmächtigere Beine,« sprach Zeus, hier ist ein langer Schwanenhals, hier ist eine breitere Brust, hier ist der anerschaffene Sattel. Willst du, daß ich so dich umbilden solle.« Das Pferd zitterte noch. — »Geh,« fuhr Zeus fort, »diesmal sey belehrt, ohne bestraft zu seyn. Doch aber, deiner Vermessenheit dann und wann dich reuend zu erinnern, so dauere du fort neues Geschöpf, — und das Pferd erblicke dich nicht ohne zu Schaudern.« —

Redacteur und Verleger Jos. Edler v. Mehoffer. — Gedruckt mit Piller'schen Schriften.